

Rittmeister Brand.

2]

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

3.

Nun erfuhr Brand, was heiße Reue ist. Er sagte sich, daß es doch besser gewesen wäre, im Kampfe gegen seine Herzensneigung zu unterliegen als zu siegen. Schade, schade um diese edle Sophie, die ihm herabgewürdigt schien durch eine nicht aus Liebe geschlossene Verbindung. Die Schuld an dem schweren Unrecht, das damit an ihr begangen wurde, maß er mit gutem Grunde sich selbst zu.

Alles, was Brand damals im stillen litt, trat aber bald in den Hintergrund vor einem anderen wichtigen Ereignis, das über seine Zukunft entscheiden sollte.

Von Kind auf hatte er bedauert, daß er keine Geschwister gehabt, keinen schwachen, kleinen Bruder, den er hätte beschützen, leiten, erziehen können. Im Regiment fand er, was die Familie ihm schuldig geblieben war, den jüngeren, etwas unselbständigen Kameraden, auf den er alle Bruderliebe, die in ihm geschlummert hatte, übertragen konnte, und der ihm dafür durch unbedingte Ergebenheit dankte.

Es war ein schöner, etwas zur Melancholie geneigter Mensch, dem das Leben mehr Bitternisse zu kosten gegeben hatte als gut ist für eine feine, scheue Natur. Früh verwais, arm, die ganze Kindheit hindurch auf das Gnadenbrot angewiesen, das wohlhabende Verwandte ihm und seiner Schwester widerwillig reichten, schlug für ihn die erste glückliche Stunde, als seine Angehörigen seinem Drängen nachgaben und ihm erlaubten, in eine Militärerziehungsanstalt einzutreten. „Er wird die harte Schule bald satt haben“, meinten sie, „und ungestümer herausstreben, als er hineingestremt hat.“ Sie irrten. Er bestand die harte Schule zum Verdruß der Onkel und Tanten, denen seine Ausdauer als eine weitgetriebene und ziemlich respektlose Rechthaberei erschien. Sobald die lange — oft endlos scheinende — Lehrzeit vorbei und er Offizier geworden war, hatte er seine Schwester zu sich nehmen wollen. Darüber lachte man nur. Einem zwanzigjährigen Leutnant, wenn er auch ein Muster von Solidität ist, pflegt man nicht ein achtzehnjähriges Mädchen zur Vollendung ihrer Erziehung zu übergeben. „Ihr müßt warten“, sagten der Onkel-Vormund und seine Frau, denen es sehr angenehm war, eine unbesoldete Bonne im Hause zu haben, auf die man sich jederzeit verlassen konnte.

Die Geschwister warteten, bis die Ernennung Wildensteins zum Rittmeister nahe bevorstand und seine Schwester mündig gesprochen werden sollte. Sie hatten in dem kleinen, dunkeln Hofzimmer, das sie bewohnte, das letzte, kurze Wiedersehen vor der letzten Trennung gefeiert. „In drei Wochen also komme ich und hole dich“ — hatte er gesagt, und sich erhoben und ihr die Hand gereicht. Aber sie hatte die Hand nicht erfaßt, sie war in unaussprechlichen Jubel ausgebrochen. Die Schüchternheit, von der sie sonst in der Nähe des abgöttisch verehrten Bruders ergriffen wurde, verschwand. Sie stürzte in seine Arme, und ihre Glückseligkeit verriet ihm, wie viel sie bisher gelitten hatte: So nahe der Augenblick, in dem die Sehnsucht ihres ganzen Lebens sich erfüllen sollte! So nahe die Erlösung! Es war kaum zu fassen, es herauschte sie, es stand vor ihr wie das plötzlich geöffnete Himmelstor: „Ich werde bei dir sein!“ Sie lag an seiner Brust, die kleine, stille Dulderin, seine echte Schwester, so schweigmäßig und tapfer in ihrer Weise, wie er es in der seinen — und weinte.

Da verlor er seine gewohnte Selbstbeherrschung, sein Herz floss über. Sie erfuhr, daß er ihrer bedurfte, ihrer tröstenden, heilenden Nähe, der immer wach erhaltenen Ueberzeugung: da ist ein Wesen, für das ich leben muß. Wäre sie nicht, würde er selbst nicht mehr sein: er hätte längst den Qualen einer törichtsten, verdammenswerten und unüberwindlichen Liebe ein Ende gemacht. Als er seine Schwester in die Tiefen seiner Seele blicken ließ, lernte sie mit Entsetzen eine Leidenschaft kennen, von der bis jetzt nicht die leiseste Ahnung in ihr gedämmert hatte. Ihr Bruder liebte eine Unerreichbare, liebte, wie nur einsame und verschlossene Menschen lieben, die bezaubernde junge Frau seines Obersten. Gräfin Erny ermutigte ihn nicht — er beteuerte, daß sie es nie getan habe.

An Wahnsinn grenzte, sich einzubilden, der Wunsch vermöchte die Erfüllung zu erzwingen, es war Überwitz, Kühne Hoffnungen zu nähren. Er wollte sie austilgen, sich befreien, dem entnerbenden Kampfe ein Ende machen, und zählte dabei auf die Hilfe seiner Schwester.

Als er sie verließ, blieb sie, im Innersten erschüttert zurück. Erhört oder zurückgewiesen werden, fragte sie verwirrt und ratlos: Was ist das größere Unheil in dieser sündhaften Liebe? Aus ihrem Gleichgewicht gebracht, in unsäglicher Angst um ihn, hätte sie sich an seine Fersen heften, nicht mehr von ihm weichen mögen. Sie hatte so lange geduldig gelitten und gewartet; die zwanzig Tage, die sie noch von dem Zusammenleben mit ihm trennten, glaubte sie nicht überdauern zu können. Sie schrieb ihm täglich; er beschäftigte sich mit den Vorbereitungen zu ihrem Empfang, und Rittmeister Brand, der sonst zu zetern und zu wettern pflegte, wenn die Ankunft einer Frau in der Station bevorstand, erwartete die Schwester des Freundes mit fast ebenso großer Ungeduld wie dieser selbst. Ehe noch ein Auge sie erblickt hatte, tat sie Wunder: Brand sehnte ihr Erscheinen herbei, Wildenstein brachte es in der Selbstbeherrschung so weit, vierzehn Tage lang den Anblick der geliebten Frau zu meiden. Das war mehr, als er sich zugetraut hatte, und es gewährte ihm eine stolze, schmerzvolle Freude, der Schwester schreiben zu können: „Wieder ein Tag, an dem ich sie nicht gesehen habe. Sei Du nur einmal da, und was mir jetzt als etwas Ungeheures erscheint, wird mir leicht werden.“

Die Oberstin zeigte sich verstimmt; sie wollte Wildenstein nicht verlieren. Es verdroß sie nicht nur, es kränkte sie, daß er vermöchte, den Gleichgültigen zu spielen, zu tun, als ob sie ihre Macht über ihn eingebüßt hätte.

Gräfin Erny war mehr als schön, sie war bildhübsch, lebenslustig, emotionsbedürftig und hatte Anwandlungen von Sentimentalität. Als fünfte Tochter eines unbegüterten ungarischen Edelmannes geboren, bei reichen Verwandten aufgewachsen, lehrte sie nach deren Tod in das väterliche Haus zurück. Die kühle Aufnahme, die sie dort fand, tat ihr weh, die kleinlichen Verhältnisse beengten sie. Nur fort, wieder fortkommen, heiraten, gleichviel wen, wenn er sie nur erlöst aus der Familie, in der sie das fünfte Rad am Wagen ist, war fortan ihr heißer Wunsch. Als ihr Vater ihr lachend mitteilte, der alte Oberst Graf Brach habe bei ihm um sie geworben, dachte sie einen Augenblick nach und rief dann entschlossen: „Hol's der Kuckuck, ich nehm ihn!“

Er war freilich nicht verlockend, der unförmig dicke Oberst. Um ein Vierteljahrhundert älter als sie, so plump, wie sie zierlich, so langweilig, wie sie sprühend von guten Einfällen war. Allerdings hatte auch Brach eine kurze Blütezeit gehabt, als er, ein junger Major, mit seinem Regimente die Garnison Wien bezog. Da war er in der Gesellschaft bis in exklusive Kreise vorgedrungen und hatte dort den Spitznamen: „Le boeuf à la mode“ erhalten, denn Anlagen zum Dickwerden zeigte er schon damals und war auch nicht gescheiter als jetzt. Aber er konnte doch vor seiner Braut mit einst errungenen Erfolgen prahlen, und sie fühlte sich befriedigt in ihren Ansprüchen auf Glück, wenn sie die Frau eines Mannes wurde, der eine Stellung in der „großen Welt“ hatte und Kommandant eines eleganten Kavallerieregiments war.

Kurz nach ihrer Verheiratung erlebte sie eine bittere Enttäuschung. Brach, der bisher immer von väterlicher Freundschaft und von der Unabhängigkeit gesprochen hatte, die Erny als regierende Frau Oberstin genießen sollte, wurde ein verliebter, eifersüchtiger Gatte und ein engherziger Haustyrann. Die schönen glänzenden Augen der jungen Frau verschleierte sich allmählich, und die leise Trauer, von der die angeborene Munterkeit und Frische ihres Wesens nun oft gebämpft wurde, gab ihr einen neuen Reiz. Er wirkte auf keinen ihrer zahlreicheren Verehrer so ergreifend wie auf Rittmeister Wildenstein.

Erny hatte mit ihm gespielt wie mit allen, die ihr huldigten. Sie ließ sich gern den Hof machen in allen Ehren. Weiter als bis zu einem Handkuß brachten es bei ihr selbst die Unternehmendsten nicht. Seltsam war, daß fast jeder, der in ihren Banden gelegen hatte, ihr Feind wurde von der Stunde an, in der er seine Eroberungspläne aufgab. Sie mußte eine gar unangenehme Manier haben, die Leute abblitzen zu lassen.

Anderer wieder, die ihr Glück bei ihr gar nicht versucht hatten, behandelte sie mehr wie einen lustigen Kameraden, denn als Respektsperson.

Herr von Wildenstein war ihr, von allem Anfang an, anders als alle andern begegnet. Er verehrte sie wie eine Königin, wie ein höheres Wesen. Ihr mochte das etwas komisch vorgekommen sein, nach und nach aber begann sie den Unterschied zwischen den Guldigungen, an die sie gewöhnt war und denen, die der junge Rittmeister ihr darbrachte, zu fühlen. Der Ton, den sie ihm gegenüber angeschlagen hatte, ihr gewöhnlicher, spielerischer, den Scherz herausfordernder Ton stimmte sich allmählich um. Sie mußte einen Blick in dieses Männerherz getan haben, der ihr etwas völlig Neues, Schönes enthüllte: eine tiefe, ernste, an die Wurzeln des Lebens greifende Empfindung.

Und die wollte Erny nicht einbüßen, sie wußte sehr wohl, daß sie damit ihren besten Reichtum verlor. Sie beging eine große Unvorsichtigkeit, sie schrieb, sie beschied Wildenstein zu sich. Er kam nicht; sie erfuhr, daß er einen kurzen Urlaub nach Wien genommen hatte. Einige Tage hindurch waren die Briefe von seiner Schwester ausgeblieben, dann gab der Vormund traurige Nachricht von ihr. Sie hatte ihre Zöglinge in einer ansteckenden Krankheit gepflegt und lag nun selbst schwer darnieder.

Als Wildenstein zur bestimmten Frist zurückkehrte, kam er vom Begräbnis seiner Schwester.

Die Gräfin äußerte ihr Mitgefühl in liebenswürdiger Weise, schonend und herzlich. Wildenstein und sie hatten die Rollen getauscht; sie zeigte sich ihm dankbar, wenn er einer Gelegenheit, ein freundliches tröstendes Wort von ihr zu hören, nicht auswich. Seine Leidenschaft schien erloschen, untergegangen in seinem tiefen Schmerz.

Und doch war der Oberst nie eifersüchtiger auf ihn gewesen als jetzt. Er bewachte, er beaufsichtigte seine Frau, er verschlang sie mit den Augen, wenn sie den Namen Wildenstein aussprach, er hätte den zweiten Rittmeister von der Erde forttilgen mögen — und den ersten dazu. Die Eifersucht auf den einen ließ ihn nicht schlafen, der Reiz auf das Ansehen, die Beliebtheit, die der andere im Regiment genoß, raubte ihm den Appetit. Seine Anlage zur Grausamkeit, das Erbteil vieler bornierter Menschen, entwickelte sich unter solchen Umständen zu üppiger Blüte. Das Offizierkorps und die Mannschaft hatten schlechte Zeiten und waren überzeugt: es gibt keine Hoffnung auf bessere, bevor der Oberst die beiden Rittmeister „weggebissen“ haben wird.

Mühe genug ließ er sich's kosten.

Die Eskadron Brands lag in der Stabstation, und der Morgenritt des Obersten führte an der Reitschule vorbei. Alle Augenblicke war er da, spöttelte, nörgelte — raste, brachte die Leute zur Verzweiflung und Brand beinahe um seine Geduld.

Auch seiner Frau machte der Oberst das Leben schwer. Einmal, in einer Stunde der Empörung über ihn, ließ sie sich hinreichend, Wildenstein ihr Leid zu klagen. Das wurde für beide verhängnisvoll. Die lange zurückgedämmte Empfindung im Herzen Wildensteins brach mit elementarer Macht hervor; er entrang der Geliebten ein halbes Geständnis ihrer Gegenliebe und drückte in ein Wahnsinn grenzendem Entzücken den ersten Kuß auf nur schwach widerstrebende Lippen. Sie hatte ihm durch seine Klage das Recht gegeben, sie zu beschützen, und dieses Recht war nun sein, und er wollte es wahren, es verteidigen, und sie war sein. Um dieses höchste Gut sollte ihm keine Macht der Erde bringen. Aber nicht unrechtmäßig, nicht in Unehren wollte, er sie besitzen. Er sprach von der Scheidung ihrer Ehe, von dem Eingehen einer neuen mit ihm. Er entrollte vor ihr ein Zukunftsbild, das ihm die Seligkeit auf Erden verkörperte, vor dem ihr aber graute. So hatte sie es nicht gemeint! Empörend und lächerlich erschien der gesellschaftlich hochstehenden, an Luxus gewöhnten Frau die Zumutung Wildensteins und er selbst als ein rücksichtsloser Egoist.

Am folgenden Tage erhielt er einen langen Brief von der Gräfin. Sie bat ihn, ihre „gestrige Uebereifung“ großmütig zu verzeihen. Sie war seitdem von Neuem gefoltet. Sie hatte schwer gegen ihren Gatten gefehlt, denn sie ja im Grunde keinen anderen Vorwurf machen durfte als den, daß er sie zu sehr liebe. Sie hatte sich auch an Wildenstein schwer versündigt, und ihn — freilich eine Selbigeitüßte — über die Stärke ihrer Empfindung für ihn getäuscht. Sie würde sich nie entschließen können, ihren Pflichten untreu zu werden, ihren Gatten zu verlassen. „Ich bin in Ihrer Hand,“ hieß es

am Schlusse. „Sie können mich verderben; Sie sind ein edler Mensch, Sie werden es nicht tun. Ich hoffe, ich baue auf Sie, Sie werden die arme kleine Erny nicht unglücklich machen wollen. Ich wage nicht, Sie um Ihre Freundschaft zu bitten, ich bitte nur, setzen Sie nicht mein Feind.“

(Fortsetzung folgt.)

Hedwig Dohm.

Am heutigen Tage feiert Hedwig Dohm ihren 80. Geburtstag. Auch die Sozialdemokratinnen benutzen diese Gelegenheit, um der Kämpferin für Frauenrechte und Volkssfreiheit zu danken. Hedwig Dohm gehört der Sozialdemokratie nicht an, sie stand abseits vom Parteileben. In ihr lebt ein unbezwinglicher Freiheitsdrang, und diese Sehnsucht nach Freiheit war es wohl auch, die dem jungen Mädchen die Begeisterung für die 48er Bewegung gab, und die Frau hieß, für die rechtlosen Frauen einzutreten. Sie fühlte die Schmach, die auf dem ganzen Geschlecht lastete, aber sie ließ sich nicht von ihr niederdrücken. Sie lehnte sich auf und versuchte, die übrigen Frauen mitzureißen zu einem Kampf gegen das Unrecht, das Jahrhunderte hindurch an ihnen begangen sei.

Im Jahre 1876 erschien, nachdem sie schon früher zwei andere Arbeiten „Jesuitismus im Hausstand“ und „Wissenschaftliche Emanzipation der Frau“ herausgegeben hatte, ihre Schrift „Der Frauen Natur und Recht“. Es ist ein Gemälde, in dem Buch zu blättern. Die ganze Verlogenheit der von den bürgerlichen Männern gegen das Frauenwahlrecht vorgebrachten Gründe wird aufgedeckt. Mit beißender Ironie weist Hedwig Dohm auf die mangelhafte Logik derer, die den Frauen die Logik absprechen wollen, sie haßt die Phrase, daß die Frau das Wahlrecht nicht brauche, weil die Männer für sie mitforgen und weil die Frauen nicht für die politische Betätigung geeignet seien. Sie nimmt das politische Wahlrecht als das erste Grundrecht für sich und die Allgemeinheit der Frauen in Anspruch.

„Aus ihrer Macht über die Frauen leiten die Männer ihre Rechte den Frauen gegenüber her. Die Tatsache der Herrschaft ist aber kein Recht... Das Unrecht wird nicht geringer, wenn ein Gesetz es sanktioniert hat, die Unterdrückung nicht weniger nichtswürdig, sondern nur um so fürchterlicher, wenn sie einen unüberwunden, einen weltgeschichtlichen Charakter trägt. Es gibt kein Recht des Unrechtes oder sollte doch keins geben. Solange es heißt: der Mann will und die Frau soll, leben wir nicht in einem Rechts-, sondern in einem Gewaltstaat.“

Aber sie schilt nicht nur die Männer, viel schärfer wendet sich ihre Anklage noch gegen die Frauen selbst, die nicht den Mut haben, mit einem solchen „Ich will!“ ihr Recht zu fordern, die, wenn untauglich geworden zur Lust oder zum Nutzen des Mannes, ohne Murren, mögen sie sich gleich noch Jahrzehnte hindurch im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte befinden, in stillen Winkel das Snadenbrot der Gesellschaft essen. Die Frauen, die das Stimmrecht nicht wollen, verzichten damit auf die höchsten Stufen menschlicher Entwicklung und erklären sich für eine untergeordnete Spezies der Gattung Mensch. So mögen sie fortfahren zu leben von den Brosamen, die von ihrer Herren Tische fallen.

Das schrieb Hedwig Dohm im Jahre 1876 und mit diesen Worten klagte sie nicht nur die große Zahl der Frauen an, die gedankenlos in den Tag hineinlebten oder die unter dem Druck der Arbeit und der Rechtlosigkeit seufzten, ohne darüber nachzufinnen, was sie tun könnten, um diesem Zustand ein Ende zu machen. Ihre Worte trafen ebenso gut oder noch mehr die Frauen, die die schmachvolle Lage ihres Geschlechtes erkannt hatten, aber zu ängstlich waren, die Forderung nach politischen Rechten zu erheben. Den im Allgemeinen Deutschen Frauenverein organisierten Damen, die allen Anlaß gehabt hätten, Hedwig Dohms Streitschrift freudig zu begrüßen, pakte das Buch ganz und gar nicht. Es war ihnen wahrscheinlich unangenehm, zu einem Kampf aufgefordert zu werden, der sie mit den herrschenden Mächten in Konflikt bringen konnte; sie beschränkten sich, wie selbst die einstmalige radikale Luise Otto-Peters sagte, darauf, als einzige Emanzipation für die Frauen „die Emanzipation ihrer Arbeit“ anzustreben. Hedwig Dohms Buch wurde totgeschwiegen.

Heute feiern sie die Achtzigjährige, die den Kampf gegen Unrecht und Gewalt Herrschaft keineswegs aufgegeben hat. Mögen sie! Vielleicht ist es ein Zeichen dafür, daß sie jetzt nach beinahe vierzig Jahren langsam dort anlangen, wo Hedwig Dohm bereits im 1876 stand. Und doch, wesenverwandt sind ihr die meisten bürgerlichen Frauen nicht. Man spürt bei ihnen nichts von der frischen Kampfesfreude, die Hedwig Dohm auszeichnet, ihnen fehlt auch heute noch das Temperament und der Besenmermut, Eigenschaften, die diese Frau stets in so hohem Maße besaß.

Die Sozialdemokratie grüßt Frau Hedwig Dohm als ehrliche Gasterin geduldigen Leidens und Kämpferin für die Befreiung der Frau.

Ein Blatt von Hedwig Dohm.

In ihrem Werke „Die Mütter“, einem Buche der Erziehung zur vernünftigen Mutterchaft, das 1908 bei S. Fischer, Berlin, erschien, sagt Hedwig Dohm über die Strafe als Erziehungsmittel:

Die Strafe scheint das unerläßliche aller Erziehungsmittel. Auf dem Gebiet der Strafe sind die mannigfaltigsten Verschlingungen zu verzeichnen.

Unter den Strafarten spielen die Prügel noch immer eine Hauptrolle, eine wilde Sitte, auf die künftige Zeitalter wahrscheinlich mit demselben schauernden Befremden zurückblicken werden, wie wir auf den Kannibalismus.

Das Prügeln ist aus der Reihe der Strafmittel zu streichen, abgesehen von kleinen Denzetteln im ersten Kindesalter. Ein sehr schönes Wort sagt Ellen Key darüber: „Sobald sich das Kind an einen Schlag erinnern kann, ist es zu alt, um ihn zu empfangen.“

Ich teile ganz ihren Absichten vor diesem Erziehungsmittel. Wahrhaft herzerweichend sind die Sitten und Gebräuche, die das Proletariat von früh auf dem Stod überliefert.

Aus einer Gerichtsverhandlung erfahren wir von einem Knaben — er mag böse veranlagt gewesen sein —, der ein schweres Verbrechen beging (er warf das Kind seines Lehrherrn ins Wasser), um eine langjährige Gefängnisstrafe zu erhalten, bis an die Altersgrenze, die ihn vor der Einlieferung in das Zwangserziehungshaus sicherte, dessen Bekanntheit er schon gemacht hatte. Das Gefängnis schien ihm eine Wohlthat im Vergleich mit jenem Erziehungshaus, in dem er aufs fürchtbarste verprügelt worden war.

In dem Buch von Ferrario über den italienischen Kinderhandel lesen wir schauernd von dem An- und Verlaufs von Kindern, von Eltern, die ihre Kinder um jeden Preis loszuschlagen, von den Käufern, die ihnen ein Los bereiten, das, wie Ferrario ausführt, ihnen nach nicht allzulanger Zeit nur die Wahl läßt zwischen Spital, Wahnsinn oder Zuchthaus.

Wir brauchen aber unser Mitleid nicht bis nach Italien zu schicken. In den Volksschulen des preussischen Staates wird unentwegt geprügelt.

„Ohne Prügel,“ sagte mir eine Lehrerin, „ist bei diesen Kindern nichts auszurichten. Sie sind ja auch von Hause aus so daran gewöhnt, daß es ihnen nichts ausmacht.“

Wir lesen immer wieder in den Zeitungen von Lehrern, die Kinder — oft kränkliche und geistig verkümmerte — in barbarischer Weise geächtigt haben, und diese Gentlemen kommen vor Gericht mit einem Verweis oder einer leichten Geldstrafe davon, weil „sie ja das Leben des Kindes nicht gefährdet haben.“ Und das sind wahrscheinlich dieselben Lehrer, die den Religionsunterricht erteilen, und den Kindern das Evangelium der Liebe verkünden, die darauf bezüglichen Sprüche ihnen aber mit dem Stod einbläuen.

Wir kommen, wenn ich von so Gräßlichem höre, Gedanken an Unschuld, von den Müttern der gemißhandelten Kinder zu üben an den — ich hätte beinahe Serlen gesagt, die mit den Häuten erziehen. „Das Faustrecht“ nannte einer unserer vornehmsten Universitätslehrer „die Ethik der muskulösen Dummköpfe.“

Wenn Weiber überhaupt zu Furien werden können, warum werden sie es nicht bei solchen Gelegenheiten?

Wie? Ihr Mütter behauptet, eure Kinder zu lieben, und ihr laßt sie von fremden Menschen zu schanden hauen! Ihr duldet es, daß eure Lieblinge mit Wunden und Striemen bedeckt nach Hause kommen!

Sprecht mir nicht von Mutterliebe!

In einer landwirtschaftlichen Zeitung, die von der Erziehung der Bullen und der Füllen handelt, heißt es: Vor allem sei darauf zu achten, daß der Bullenknabe und -Jüngling fromm werde und bleibe. Deshalb müsse man ihn von Kindheit auf liebevoll und freundlich behandeln und dürfe ihm ja keinen rohen Wärtter geben; rohe Wärtter und böse Bullen finde man immer beisammen. Und die Anweisungen zur Erziehung der Füllen: Nicht erschrecken, nicht necken, nicht reizen, nicht ärgern, nur freundlich und sanft anreden, streicheln, Zuder reichen, darauf lese die Pferdepädagogik hinaus; beobachte man diese Regeln nicht, so bekomme man ein störrisches Pferd, das schreit, das nicht zieht, das ausschlägt und beißt. Und die Rußanwendung lautet: „Wann werden sich die Menschenpädagogen, die Regierungen, die Behörden, die Schulmeister endlich einmal zur Höhe jener vernünftigen Humanität aufschwingen, auf der die Pferde-, Kind- und Hundepädagogen und sogar auch die Dresseure in den Menagerien schon seit langem stehen!“

Der Schrecken.

Von Gustav Mehrind.

Die Schlüssel klirren und ein Trupp Sträflinge betritt den Gefängnishof. — Es ist zwölf Uhr, und sie müssen im Kreise herumgehen, um Luft zu schöpfen, paarweise — einer hinter dem anderen. — Der Hof ist gepflastert, nur in der Mitte ein paar dunkle Flecken Gras, wie Grabhügel. — Vier dünne Bäume und eine Hecke aus traurigem Liguster. —

Kingsum alle gelbe Mauern mit kleinen, bergitterten Kerkerfenstern. Die Sträflinge in ihren grauen Zuchthauskleidern, sie reden kaum und gehen immer im Kreise herum — einer hinter dem anderen. — Fast alle sind krank. — Stodut, geschwollene Gelenke. — Die Gesichter grau, wie Fensterrast, die Augen erloschen. Mit freudlosem Herzen hatten sie gleichen Schritt. Der Aufseher mit Sadel und Miße lehnt an der Posttür und starrt vor sich hin. — Längs der Mauern ist nackte Erde. — Dort wächst nichts. — Das Leid sidert durch die gelben Wände.

„Lufawsky war eben beim Präsidenten,“ ruft ein Gefangener

den Sträflingen durch sein Kerkerfenster halblaut zu. — Der Trupp marschiert weiter. — „Was ist's mit ihm?“ fragt ein Neuling seinen Nebenmann. — „Lufawsky, der Mörder, Du weißt, ist zum Tode verurteilt durch den Strang und heute, glaub' ich, soll sich's entscheiden, ob das Urteil bestätigt wird oder nicht.“

Der Präsident hat ihm die Bestätigung des Urteils auf dem Amtszimmer verlesen. — „Der Lufawsky hat kein Wort gesagt, nur getaumelt hat er.“ — „Aber warum hat er mit den Zähnen geknirscht und einen Wutanfall bekommen.“ — „Die Aufseher haben ihm die Zwangsjacke angelegt und ihn mit Gurten auf die Wand geschnallt, daß er kein Glied rühren kann bis morgen früh.“

„Und ein Kreuzigt haben sie ihm hingestellt.“ — Bruchstückweise hatte der Gefangene den Vorbeimarschierenden dies zugerufen. —

„Auf Zelle Nr. 25 liegt er, der Lufawsky,“ jagte einer der ältesten Sträflinge. — Alle Blicke zum Gitterfenster Nr. 25 hinauf. — Der Aufseher lehnt gedankenlos am Tor und stößt mit dem Fuß ein Stück altes Brot beiseite, das im Wege liegt. —

In den schmalen Gängen des alten Landesgerichtes liegen die Kerker Türen dicht nebeneinander. — Niedrige Eisentüren, in das Mauerwerk eingelassen, mit Eisenbändern und mächtigen Riegeln und Schloßern. Jede Tür hat einen vergitterten Ausschnitt, kaum eine Spanne im Gebierr. Durch diese ist die Neuigkeit gebrungen und läuft längs der Fenstergitter von Mund zu Mund: „Morgen wird er gehängt!“ — Es ist still auf den Gängen und im ganzen Hofe, und doch herrscht ein seines Geräusch. Leise, unhörbar, nur zu fühlen. — Durch die Mauern dringt es und spielt in der Luft, wie Müdenschwärme. — Das ist das Leben, das gebundene, gefangene Leben! Mitten im Haupteingang, dort, wo er weiter wird, steht eine alte leere Truhe, ganz im Dunkeln.

Lautlos, langsam hebt sich der Deckel. — Da fährt es wie Todesfurcht durchs ganze Haus. — Den Gefangenen bleibt das Wort im Munde stecken. — Auf den Gängen kein Laut mehr, — daß man das Schlagen des Herzens hört und das Klirren im Ohr. —

Die Bäume und Sträucher auf dem Hofe rühren kein Blatt und greifen mit herblichen Aesten in die trübe Luft. — Es ist, wie wenn sie noch dunkler geworden wären. — Der Trupp Sträflinge ist stehen geblieben, wie auf einen Wind. Hat nicht jemand geschrien? —

Aus der alten Truhe kriecht langsam ein schenßlicher Bumm. — Ein Blutegel von gigantischer Form — dunkelgelb mit schwarzen Flecken saugt er sich die Jellen entlang, am Boden hin. — Bald wird er dünn, bewegt er sich vorwärts und tastet und sucht. — Am Kopfe seitlich in jeder Höhle starren fünf aneinander gequetschte Augäpfel — ohne Lider und unbeweglich. — Es ist der Schrecken. —

Er schleicht sich zu den Gerichteten und saugt ihnen das warme Blut aus — unterhalb der Kehle, dort, wo die große Ader das Leben vom Herzen zum Kopfe trägt und umschlingt mit seinen schlüpfrigen Ringen den warmen Menschenleib. — — — Jetzt ist er zur Welle des Mörders gekommen. —

Ein langes grauenhaftes Schreien, ohne Unterbrechung, wie ein einziger nicht endender Ton dringt auf den Hof. — Der Aufseher am Turpforten zuckt zusammen und reißt den Torflügel auf. „Alle, marsch hinaus auf die Jellen,“ schreit er, und die Gefangenen laufen an ihm vorbei, ohne ihn anzusehen, die steinernen Treppen hinauf. — Trapp, trapp, trapp — mit plumpen genagelten Schuhen.

Dann ist es wieder still geworden — der Wind fährt in den Iden Hofraum hinunter und reißt eine alte Dachlule ab, die klirrend und splitternd auf die schmutzige Erde fällt. — — —

Der Verurteilte kann nur den Kopf bewegen. — Er sieht die weißgetünchten Kerkerwände vor sich. — Undurchdringlich. — Morgen früh um sieben Uhr werden sie ihn holen. — Nach achtzehn Stunden bis dahin. — Und sieben Stunden, dann kommt die Nacht. — — —

Bald wird Winter sein und das Frühjahr kommen und der heiße Sommer. — Dann wird er aufstehen — früh — schon in der Dämmerung und auf die StraÙe gehen, den alten Milchkarren ansehen und den Hund davor. . . . Die Freiheit! — Er kann ja tun was er will. — Da schnürt es ihm wieder die Kehle. — Wenn er sich nur bewegen könnte. — Verflucht, verflucht, verflucht — und mit den Fäusten an die Mauer schlagen. —

Hinaus! — Alles zerbrechen und in die Riemen beißen. — Er will jetzt nicht sterben — will nicht — will nicht! —

Damals hätten sie ihn hängen dürfen, als er ihn ermordet hat — den alten Mann. — Der doch schon mit einem Fuß im Grabe stand. — — — Jetzt hätte er es doch nicht mehr getan! — Der Verteidiger hat das nicht erwähnt. — Warum hat er es den Geschworenen nicht selbst zugerufen?! — Sie hätten dann anders geurteilt. — Er muß es jetzt noch dem Präsidenten sagen. — Der Aufseher soll ihn vorführen. — Jetzt gleich. — Morgen früh ist's zu spät, da hat der Präsident die Uniform an, und er kann nicht so dicht an ihn heran. — Und der Präsident würde ihn nicht anhören. — Dann ist's zu spät, man kann die vielen Polizeileute nicht mehr wegschicken. — Das tut der Präsident nicht. — — —

Der Fenster legt ihm die Schlinge über den Kopf, er hat braune Augen und sieht ihm immer scharf auf den Mund. — Sie reihen an, alles dreht sich, — Halt, halt er will noch etwas sagen, etwas Wichtiges. — — —

Ob der Aufseher kommen wird und ihn heute noch losbinden von der Wand? — Er kann doch nicht so liegen bleiben die ganzen

achtzehn Stunden. — Natürlich nicht, der Weichtater muß doch noch kommen, so hat er es immer gelesen. Das ist Geseh. — Er glaubt an nichts, aber nach ihm verlangen wird er, es ist sein Recht. — Und den Schädel wird er ihm einschlagen, mit dem steinernen Krug dort. — Die Zunge ist ihm wie gedörrt. — Trinken will er — er ist durstig. — Himmel, Herrgott! — Warum geben sie ihm nichts zu trinken! — Er wird sich beschweren. — Er wird vorsetzen und sich beschweren, wenn die Inspektion nächste Woche kommt. — Er wird es ihm schon einrücken, dem Aufseher, — dem verfluchten Hund! — Er wird so lange schreien, bis sie kommen und ihn losbinden, immer lauter und lauter, daß die Wände einstürzen. — Und dann liegt er unter freiem Himmel, ganz hoch oben, daß sie ihn nicht finden können, wenn sie um ihn herumgehen und ihn suchen. —

Er muß irgendwo herabgefallen sein, denkt ihm, — es hat ihm einen solchen Nuck gegeben durch den Körper. — Sollte er geschlafen haben? — Es ist dämmerig. — Er will sich an den Kopf greifen, — seine Hände sind festgebunden. — Vom alten Turm droht die Zeit — eins, zwei — wie spät mag's sein? — Sechs Uhr. — Herrgott im Himmel, nur noch dreizehn Stunden, und sie reißen ihm den Atem aus der Brust. — Singsicher soll er werden, erbarmungslos — gehent. — Die Zähne klappern ihm vor Kälte. — Etwas saugt ihm am Herzen, er kann es nicht sehen. — Dann steigt es ihm schwarz ins Gehirn. — Er schreit und hört sich nicht schreien — alles schreit in ihm, die Arme, die Brust, die Beine. — Der ganze Körper — ohne Aufhören, ohne Atemholen. —

An das offene Fenster des Amtszimmers, das einzige, das nicht vergittert ist, tritt ein alter Mann mit weißem Bart und einem harten, finsternen Gesicht, und sieht in den Hofraum hinab. Das Schreien stört ihn, er runzelt die Stirn, — murmelt etwas und schlägt das Fenster zu. —

Am Himmel jagen die Wolken und bilden hakenförmige Streifen. Zerfetzte Hieroglyphen, wie eine alte verloschene Schrift: „Nichtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet!“

Kleines Feuilleton

Von Jakob Grimm.

Vor fünfzig Jahren — am 20. September — starb Jakob Grimm, der älteste der beiden Gelehrten, die der Wissenschaft deutscher Sprachforschung und Altertumskunde den Grundbau gegeben haben, die im Volke durch ihre Sammlung deutscher Märchen als die „Brüder Grimm“ fortleben, eng verbunden, wie sie ihre Tage geführt und vollendet haben, und denen nicht vergessen sei, daß sie als zwei von den Göttinger Sieben 1837 den Rechtsbruch eines Königs in mannhaftem Troß und Opfermut brandmarkten. Jakob Grimm ist der lichtvolle Erforscher deutscher Sagenwelt gewesen, und so mag am heutigen Gedenktage ein Stück seines Wertes bezeugen, wie er diese Welt durchdrang und wie er sprachmeisterlich in ihre Geheimnisse hineinzuführen wußte. Er schrieb über Sage, Epos und Lied:

Die Sage ist unter allen Völkern eine unendliche, denn gleich der Sprache entspringt sie im tiefen Quell menschlicher Phantasie und wurde durch lange Ueberlieferung fortgetragen. Doch unterscheiden wir die dem Boden und der Geschichte sich ansehnende von der frei und los schwebenden mythischen; solche örtliche und historische Anknüpfung ermäßigt und schränkt sie ein, verleiht ihr aber zugleich etwas, das dem bloßen Mythos abgeht. Die Volksage mag oft nüchtern und lüdenhaft erscheinen, allein sie ist traulich, der Mythos steht in unabsehbarer Ferne, die sich mit anmutigem Duft überzieht.

Das Epos erwächst, sobald aus jenem bunten Ganz des Mythos oder dem Halbunsel der Sage lebensvolle Teile sich erheben und in helles, sanftes Licht treten; der Unbestimmtheit des Märchens, wie der Zerstreutheit der Sage entweichend, rücken sie uns näher und werden menschlich. Sage und Märchen sind wunderbar, das Epos braucht nur einen Schimmer von Wunder und reicht damit aus. Ihm wohnt sowohl die Vertrautheit der Volksage als der innere Zusammenhang des Märchens bei, und diese Eigenschaften gelangen erst in ihm zur Vollendung.

Sage und Märchen erscheinen ungebunden, Epos erschallt in Liedern, es fordert ein Maß, nach dem es sich ergieße, ein Band, in dessen Haft es hänge und dem Gedächtnis sich einpräge. Da nun Gesang eine feierliche Erhöhung der Rede ist, so werden wir auch dem Epos eine höhere geistige Kraft beilegen, als der Sage. Die Sage schwindet kaum unter den Völkern, nicht ihnen allen hat die Flamme des Epos geleuchtet und oft sinkt sie ganz zusammen.

Das Lied weiß nicht nur einer, sondern es wohnt vielen bei, doch nicht eben in gleicher Fülle. Es rollt wie eine Kugel hin und her, bald hier und bald dort stillstehend, oder es fließt wie ein Strom, der an verschiedener Stelle ins Land einbiegt, durch Abflüsse verliert oder durch Zugänge höher schwillt.

Es gedieh aber nicht, außer wo es sich unter einem Volk in der Sprache des Volkes warm und ungestört entsafeln konnte, wie das Beispiel der Griechen zeigt. Den meisten übrigen europäischen Völkern hat das Christentum die Stätte ihrer Poesie gestört oder vernichtet. Die Kirche war einer fremden Sprache günstig und der

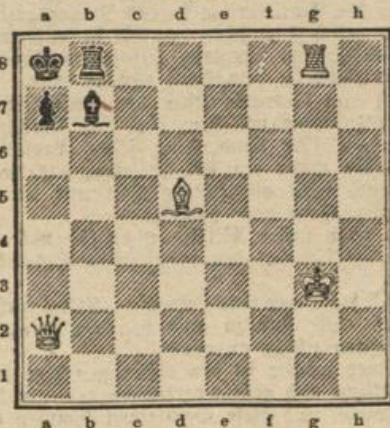
heimischen entgegen, weil diese oft mit dem Heidentum zusammenhing; noch feinder mußte sie dem heidnischen Liebe sein, das unmittelbar aus heidnischen Anschauungen hervorgegangen war.

Da wo die kirchlichen Eingriffe Widerstand erfuhren, hielt sich immer die Landessprache länger aufrecht, unter deren Schutz auch die epische Dichtung dauern konnte; der größeren Unabhängigkeit, welche die angelsächsische und irländische Kirche eine Zeitlang gegen Rom zu behaupten wußte, sind ohne Zweifel manche Denkmäler der Sprache und Dichtkunst zu verdanken. Die deutsche Kirche war unfreier, und die deutsche Sprache verwilderte, ihre älteren Lieder sind verschollen.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

Schüler.



2 ♠ (♠-♠P1 T)

Italienisch.

Beratungspartie im Wiener Schachklub.

(C. Schlechter (S. Alapin
H. Fähndrich (M. Feigl

1. e2-e4, e7-e5; 2. Sg1-f3, Sb8-c6; 3. Lf1-c4, Lf8-c5; 4. c2-c3 („Giüoco piano“).

4. Dd8-e7!

Beicht am vorzüglichsten unruhigen Verwicklungen aus.

5. d2-d4 Lc5-b6!

5. e6; 6. 0-0! mit Angriff für den B.

6. 0-0 d7-d6

6. Sf6! 7. Te1, d6; 8. h3, h6! kommt auch in Betracht.

7. a2-a4 a7-a6!

Es droht a4-a5 oder d4-d5

8. b2-b4

Auf 8. Lc3 kann Schwarz sowohl mit Lg4! als auch mit La7 oder Sf6 mindestens Ausgleich erzielen.

8. Sg8-f6

9. a4-a5 Lb6-a7

10. b4-b5 a6xb5

11. Lc4xb5 0-0

12. Lc1-g5?

Besser LxS neßt Sbd2

12. La7-b6!

13. Lb5xc6 b7xc6

14. d4xe5 d6xe5

15. Sb1-d2 Ta8xa5

16. Ta1xa5 Lb6xa5

17. Sd2-c4 La5xc3

18. Dd1-d3 Lc3-b4

19. Sf3xe5 De7-e6!

20. Lg5xf6

20. f4, Sxe4!; 21. Dxs, f6 zc.

20. g7xf6!

21. Se5-f3 Lc8-a6

22. Tf1-c1 Tf8-e8

23. e4-e5 f6xe5

24. Sf3xe5 La6xc4

Schüler war 24. Dd5!; Db1,

c5; 26. Sg4! Dg5; 27. Da1, Te6;

28. Sge3, Lb7 zc.

25. Se5xc4 De6-e1!

26. Te1xc1 Te8xe1!

27. Dd3-f1 Kg8-g7

28. Df1xe1 Lb4xe1

Es folgt nun ein sehr interessantes,

sehr interessantes Endspiel, das wir

aus Raumrücksichten, teilweise in der Zeile gedruckt, wie folgt bringen müssen:

29. Kf1, Lc3; 30. Ke2, Kf6; 31. Kd3, Le1; 32. Ke2, Lb4; 33. Kd3, Le5; 34. f3, Lg1; 35. h3, Kf5; 36. Ke2, Kf4; 37. Kf1, Ld4; 38. Ke2, Kg3; 39. Kf1, Le3! (sonst wird durch Sa5 der Zug c6-c5 erzwungen, wonach Kg3 mehr keine Passage auf die Damenseite hätte); 40. Se3, h5; 41. Se4, Kf4; 42. Ke2, h4; 43. Kf3, Ld4!; 44. Ke2, Lb6! (um Sa5 zu verhindern); 45. Kf1, Kf5; 46. Ke2, Ke6; 47. Kd3, Kd5; 48. Sd2, Ld4; 49. Sb3, Le6; 50. Sd2, Ke5.

Hiermit ist folgende Stellung erreicht: Weiß — Kd3; Sd2; BB: f3, g2, h5. Schwarz — Ke5; Le5; BB: e7, e6, f7, h4.

51. Sd2-c4 Le5-g7

Mit 51. f6!; 52. Se3, Kb4 zc. war die Partie vielleicht zu gewinnen.

52. Sc4-e3 Kc5-b4

53. Se3-f5 Lg7-f6

54. Sf5-e3 Kb4-b3

55. Se3-c4 c6-c5

56. Sc4-e3 Lf6-g5

57. Se3-c4 Lg5-f4

58. Sc4-a5! Kb3-b2

59. Sa5-c6 Lf4-d6

60. Sc6-a5 Kb2-c1

61. Sa5-c4 Ld6-g3

62. Sc4-e3 Lg3-f2

63. Se3-g4! Lf2-d4

64. Sg4-h6 Kc1-b2

65. Sh6xf7 Kb2-b3

66. f3-f4! Ld4-g1

In Betracht kam Lf6.

67. Sf7-e5 Lg1-h2

68. Se5-c4 Lh2xf4

69. Sc4-a5! Kb3-b2

70. Sa5-c4! Kb2-c1

71. Kd3-e4 Lf4-g5

72. Ke4-d3! Ke1-d1

73. Sc4-e5! Lg5-f6

74. Se5-f3 Lf6-e7

75. Sf3xh4! Le7xh4

76. g2-g4 Kd1-e1

77. Kd3-c4 Lh4-e7

78. h3-h4! Remis

z. B.: 78. Lxh4; 79. Kxc5,

Kf2; 80. Ke6, Ld8; 81. g5! zc.)